

Lena Klassen

MAGYRIA

Das Herz des Schattens

Roman

PENHALIGON

PROLOG

Das Mädchen hielt den Blick seit einer geraumen Weile nur auf eine Stelle gerichtet. Ihre mit dickem Kajalstrich umrahmten Augen nahmen jede Einzelheit wahr – die schwarze Jeans und das schwarze Hemd des Mannes an der Theke boten nicht viel Abwechslung, und doch starrte sie darauf, als wäre sie verloren, wenn sie es nicht täte.

»Das ist er«, flüsterte sie gebannt. »Siehst du ihn?« Ihre Stimme ging völlig unter im ohrenbetäubenden Krach der Musik, nur ihr Mund öffnete und schloss sich.

Ihre Begleiterin fasste sie an der Schulter und zog sie näher zu sich heran. Der Rhythmus vibrierte in ihrem ganzen Körper, sie wippte ungeduldig mit dem Fuß. »Deine Eltern werden mich umbringen«, schrie sie ihr ins Ohr. »Wir kriegen beide mächtig Ärger. Komm endlich, wir müssen zurück!«

Das Mädchen hatte diese Worte schon mindestens hundert Mal gehört und war wenig davon beeindruckt. »Siehst du ihn?«, fragte sie wieder. »Los, wir gehen hin und bestellen auch etwas.«

»Réka, nun mach schon. Wenn Attila aufwacht und merkt, dass er alleine zu Hause ist ... Wenn er petzt, lassen sie mich nie wieder auf euch aufpassen.«

Réka lächelte verächtlich. Sie zog Mária zur Theke, aber als sie dort ankamen, war der junge Mann, den sie so intensiv beobachtet hatte, fort. Enttäuscht biss sie die Zähne zusammen. Sie sah sich um; im flackernden Licht, zwischen den vielen, sich bewegenden Körpern war es schwer,

jemanden zu entdecken. »Wo ist er?« Sie versetzte dem älteren Mädchen einen kleinen Stoß. »Jetzt habe ich ihn verloren. Siehst du ihn noch?«

»Wir gehen jetzt. Keine Widerrede.«

»Erst bestelle ich etwas. Einen Mojito.«

»Von wegen.« Mária hielt die Bedienung zurück. »Sie nimmt einen Gyomolcs Téak.«

»Spinnst du? Früchteteetee?«

»Glaubst du wirklich, ich lasse dich Alkohol trinken?«

»Möchtest du tanzen?« Wie aus dem Nichts war er vor ihr aufgetaucht.

Réka betrachtete das dunkle Hemd vor ihr, kaum wagte sie, den Kopf zu heben und ihn anzusehen. Das schwarze, glänzende Haar, auf dem das Licht in bunten Funken spielte. Und darunter das Gesicht. Kein Ungar. Kein Tourist. Auch kein Südländer. Er hatte etwas unbestreitbar Exotisches, einen Hauch von Asien, aber wie ein richtiger Chinese oder Koreaner sah er auch nicht aus, dafür war er viel zu groß.

Sie wusste nichts als seinen Namen. »Kunun.«

Er lächelte, als er beobachtete, wie ihre Lippen die Silben formten. »Komm.«

Das ältere Mädchen verfolgte kopfschüttelnd, wie der Fremde Réka zwischen die Tanzenden zog. Sie versuchte verzweifelt, die beiden im Blick zu behalten. Réka hatte immer nur von dem »süßen Jungen« gesprochen, den sie unbedingt treffen wollte. Nur deshalb hatte sie sich dazu überreden lassen, mit ihr herzukommen. Doch dieser Schwarzhaarige war ein Mann. Er war mindestens zwanzig, wenn nicht noch älter. Sie hätte sich niemals darauf einlassen dürfen, mit Réka ins Buddha Inn zu gehen. Ferenc und Mónika würden sie nie wieder zum Babysitten engagieren. Und bei keiner anderen Familie bekam sie so viel pro Abend wie bei den Szigethys. Aber es war hart verdientes Geld, das war es wirklich!

Mária drängte sich durch die Tänzer, doch sie konnte Réka nirgends entdecken. Panik stieg in ihr auf. Das Mädchen war so unglaublich verliebt, in einen Kerl, den sie ein paar Mal von weitem gesehen hatte, von dem sie rein gar nichts wusste. Wie konnte man nur so dumm sein? Hastig schob sie sich durch die Menge, sie begann zu schwitzen. Nach Réka zu rufen war zwecklos, niemand würde sie hören, und trotzdem konnte sie nicht anders: »Réka! Réka!«

Der Ausgang! Vielleicht war er schon dabei, sie nach draußen zu bringen? Sie zu verschleppen? »Réka!«

Sie winkte die junge Frau hinter der Theke heran. »Wo ist er hin?«, schrie sie. »Kunun. Wo ist dieser Kunun?«

Die Kellnerin starrte sie einen Moment an, dann zuckte sie die Achseln.

Sie kämpfte sich weiter. Dort war schon die Tür. Ein Paar kam lachend herein und brachte einen Schwall rauchiger, kalter Luft mit. Mária zögerte, dann kehrte sie noch einmal um und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Das würde Réka denn doch nicht tun. Oder? Dieser Göre war wirklich alles zuzutrauen.

Eine Weile schwankte sie unentschlossen zwischen ihrem Wunsch, auf der Straße nachzusehen, und der Hoffnung, dass ihr Schützling doch noch irgendwo hier drinnen war. Ärger und Panik stritten in ihr, dann entschied sie, dass sie Réka, wenn sie mit diesem Fremden mitgegangen war, draußen nicht mehr einholen würde, dass aber noch eine Chance bestand, das Mädchen heil nach Hause zu bringen, wenn sie es irgendwo hier im überfüllten Club fand.

Unruhig umkreiste sie die Tanzfläche.

Wie groß ihre Angst um Réka wirklich war, merkte sie, als die Erleichterung sie wie eine warme Welle durchflutete. Die beiden waren noch da. Sie standen inmitten der Tanzenden wie ein Fels in der Brandung, ohne mitzutanzten, ohne sich zu rühren. Kunun hielt das Mädchen fest in seinem Arm, für Márias Geschmack viel zu fest, und

beugte sich zu ihr hinunter. Sie küssten sich, allerdings derart lange, dass Mária stutzig wurde. Nein, jetzt sah sie es. Die beiden küssten sich nicht. Réka hing bewegungslos in Kununs Griff, das Gesicht an seine Schulter gelehnt, mit weit geöffneten, blicklosen Augen. Die Angst kehrte wieder zurück, mit einer solchen Macht, dass Mária übel wurde. Rücksichtslos schob sie die letzten Tänzer zur Seite, die ihr im Weg standen. In dem Moment, als sie nach dem Arm des Mädchens griff, merkte sie, dass Kununs Mund an Rékas Hals lag.

Sie schrie gellend auf. Als sie das junge Mädchen von ihm wegriss, erwartete sie, dass Réka zusammensacken und ihr in die Arme fallen würde, aber ihr Schützling taumelte nur ein paar Schritte rückwärts.

»Lass sie in Ruhe!«, schrie Mária. »Lass sie gefälligst in Ruhe! Oh mein Gott, sie ist erst vierzehn!«

Kunun hob abwehrend die Hände. Er lächelte unschuldig, aber seine Augen glitzerten. Mária wäre ihm am liebsten an die Kehle gegangen, doch es gab Dringenderes zu tun. Sie packte die Hand des Mädchens und zerrte es hinter sich her zum Ausgang und auf die Straße. Rékas Widerstand wurde stärker.

»Lass mich los, was soll das!«

Mária wandte sich ihr zu. »Er hat dich gebissen. Oh Gott, ich fasse es nicht. Er hat dich in den Hals gebissen, wie ein Vampir.«

»Hat er nicht. Du spinnst doch!«

Mária zog das Mädchen näher zu sich heran und betrachtete im trüben Licht der Straßenlaterne die beiden schwarzen Punkte auf Rékas blasser Haut. »Und was ist das?«

Mit einer lässigen Bewegung wischte sich Réka über die Stelle, auf die Mária wie gebannt starrte. Sie sah nicht einmal auf ihre Finger. »Wie konntest du das tun, Mária? Er wollte gerade mit mir tanzen. Mit mir! Kunun! Weißt du, wie lange ich darauf gehofft habe?«

»Was heißt hier gerade?«, fragte Mária. »Ich habe euch bestimmt zehn Minuten gesucht!«

»Wir wollten gerade tanzen«, schluchzte Réka. »Gerade wollten wir anfangen zu tanzen! Ich hasse dich! Du bist so gemein!« Sie riss sich los und rannte mit klappernden Schuhen über die nächtlichen Budapester Straßen. Erst an der nächsten Haltestelle blieb sie stehen und wartete auf Mária, aber als diese endlich kam, sprach sie kein Wort mit ihr.

ERSTER TEIL

STADT DER BRÜCKEN

EINS

AKINK, MAGYRIA

Der Nebel stieg vom Fluss auf und hüllte die Brücke in ein wolkenweiches Tuch. Von oben sah man sie nicht mehr, es war, als hätte der Fluss sie verschluckt, um sie nie wieder freizugeben.

Der Mann auf der Burgmauer starrte stirnrunzelnd auf den watteweißen Fluss hinunter. Der Wald jenseits des Wassers war unsichtbar geworden, doch Akink, die Stadt, die er so liebte, war noch da. Im fahlen Licht des Morgens, eingebettet in den Nebel, wirkten die Häuser sogar weißer als sonst. Auf der Burg hinter ihm lag ein rötlich angehauchter goldener Schimmer.

Der Mann wickelte sich enger in seinen Umhang. Ihn fröstelte. Wie mit feinen, glänzenden Schwertern schnitt das Licht, das von ihm ausging, durch den Nebel und löste ihn auf. Sein Haar, in dem glühende Fäden knisterten, warf seinen Schein tanzend auf die Mauer. Wie eine Frau, die ihren Nachtmantel ablegt, tauchte drüben langsam die Brücke aus dem Nebel auf. Die unzähligen Fratzen und Figuren an den mächtigen Pfeilern leuchteten auf, als die weiße Wolke an ihnen herunterglitt und sich wie ein flauschiger Umhang zu ihren Füßen bauschte.

»Haben die Wölfe dich heute Nacht schlafen lassen?«, fragte er, ohne sich umzudrehen.

Seine Frau Elira trat neben ihn. »Nun, sie waren nicht zu überhören. Ein Rudel hat auf der Ostseite geheult, eins im Süden. Es klang, als wollten sie uns umzingeln.«

»Sie sind schon so nah. Und es werden immer mehr. Bis

jetzt habe ich gehofft, die Hüter könnten sie vom Fluss fernhalten, aber mittlerweile bin ich mir nicht mehr sicher.« Er schüttelte bedrückt den Kopf.

»Wir werden die Brücke halten«, sagte sie leise. »Kein Wolf wird je seine Krallen auf unsere Seite des Ufers setzen. Und die Mauer am Fluss können sie nicht überwinden. Wir lassen sie nicht nach Akink. Mach dir keine Sorgen, Farank.« Sie legte ihm die Hand auf den Arm, und er wandte ihr sein sorgenvolles Antlitz zu. Sie war schön wie der Morgen, rötliches Licht spielte um ihr Haar und ihr weißes Gewand. Ihre hellen Augen strahlten wie am ersten Tag, als er in ihr seine Seelengefährtin erkannt hatte.

»Jeden Morgen wird es hell«, hörte er sich sagen. »Aber nicht hell genug. Es kommt mir immer so vor, als wäre es nicht hell genug. Tag für Tag bringen wir das Licht in die Gassen unserer Stadt, und trotzdem habe ich das Gefühl, dass es nicht reicht. Es ist nicht genug Licht. Ich komme mir vor wie ein Kaminfeuer, das langsam erlischt. Liegt es an meinem Alter? Oder sind es die Schatten, die immer näher rücken, so nah, dass ich glaube, ersticken zu müssen?«

»Akink wird nicht fallen«, versicherte Elira ihm, doch auch in ihrer Stimme schwang eine Müdigkeit mit, die nicht zu dem frischen, aufleuchtenden Morgen passte.

»Und was ist mit Magyria? Wir wissen ja nicht einmal, wie es im Osten aussieht. Wir hocken hier und klammern uns an diese Burg, während draußen das Dunkel immer näher heranschleicht. Wie können wir Akink halten, wenn das ganze Land von den Schatten verseucht ist?«

»Ich weiß es nicht.« Elira sah ernst in das Gesicht des Königs und schüttelte den Kopf. Das Licht flimmerte und zitterte in unruhigen Kreisen, als hätte jemand einen Stein in einen Teich geworfen. »Aber Mattim kämpft. Und er wird nicht aufhören zu kämpfen. Er ist stark, Farank. Da ist viel mehr in ihm, als du ihm zutraust.«

Farank lächelte schmerzlich, als sie Mattim erwähnte. Er war das letzte ihrer Kinder. Alle ihre Söhne und Töchter hatten sie an die Finsternis verloren, an die Schatten und das Nichts. Nur diesen Sohn nicht. Den jüngsten. Diesen einzigen. »Er müsste längst wieder da sein«, sagte er. »Mir ist, als käme er jedes Mal später zurück. Sie halten ihn dort im Wald fest, mit List und Tücke, und irgendwann, wenn er seine Kraft überschätzt, werden sie ihn sich holen. Ich weiß nicht, wie ich diesen Tag ertragen soll. Er ist das Kostbarste, was uns geblieben ist, was Akink und ganz Magyria geblieben ist.«

»Weißt du, wie oft ich an die Kinder denke?«

Der König schüttelte den Kopf. »Sprich nicht von ihnen. Ihre Namen sind vergessen. Sie sind in die Dunkelheit getaucht.« Er wiederholte es noch einmal, mit rauer Stimme: »Sprich nicht von ihnen.«

Die Königin lachte leise. »In jenen Tagen dachte ich nie, wir könnten je unterliegen. Wir waren so stark, so hell, unbesiegbar, und die Schatten mussten sich in die Ecken verkriechen.« Sie lehnte sich an Farank. »Mattim wird den Wölfen entkommen. Glaub daran. Hör nicht auf, daran zu glauben. Der Nebel ist gleich fort. Dann werden auch die düsteren Gedanken dich verlassen. Akink wartet auf einen neuen Tag, es ist immer noch unser, und das wird es auch bleiben. Das verspreche ich dir.«

Mattim duckte sich hinter die Steine. Sie waren nicht sehr groß, kaum höher als ein zusammengekauertes Kind, doch mehrere übereinander gaben wenigstens das Gefühl von Schutz. Er umklammerte das Schwert so fest, dass seine Hand schmerzte, und verharrte reglos.

»Sie werden heute nicht kommen«, flüsterte Mirita. »Lass uns nach Hause gehen.«

»Noch nicht«, flüsterte er zurück.

Sie hatten die ganze Nacht hier gewartet. Der Trupp der

Flusshüter aus Akink patrouillierte weiter östlich; falls es Angriffe gegeben hatte, hatten sie hier jedenfalls nichts davon mitbekommen. Sie hatten nur gewartet, den Atem bei jedem Geräusch angehalten und immer wieder vorsichtig in die Dunkelheit gespäht. Aber aus den Höhlen war nichts herausgeschlichen.

»Es ist die falsche Stelle«, vermutete Mirita.

»Kann sein«, gab Mattim zu, und sie zog überrascht die Brauen hoch, weil er seinen möglichen Irrtum so schnell und ohne Streiterei eingestand. »Trotzdem werde ich jeden Ort, der als Übergang infrage kommt, so lange beobachten, bis ich Gewissheit habe.«

»Du musst es nicht selbst tun«, erinnerte ihn Mirita. »Bei allem, was glänzt, wenn dein Vater wüsste, was du hier treibst, er würde dich auf der Stelle enterben.«

»Das kann er gar nicht.« Mattim lächelte triumphierend.

Selbst wenn er so lächelte wie jetzt, über eine Tatsache, die alles andere als erheiternd war, wenn sein Lächeln etwas Grimmiges und Trotziges hatte, ließ es ihr Herz in Flammen stehen. Mirita sah ihn etwas zu lange an, den Lichtprinzen mit dem goldenen Haar, in dem ein heller Schimmer bereits den nahenden Morgen verriet. Wenn sie ihm in die Augen blickte, musste sie immer an dunkle Wolken denken, und öfter, als gut für sie war, fragte sie sich, ob seine Haut sich wohl so glatt und samtig anfühlte, wie sie aussah. Kein einziges Barthaar verunstaltete seine Wangen und sein Kinn. Es lag in der Familie; selbst sein Vater, König Farank, wirkte durch sein bartloses Gesicht wie ein Mann von höchstens vierzig, fünfzig Jahren. Dabei war er so alt, dass niemand in Akink sich an den Beginn seiner Herrschaft erinnern konnte.

Mattim richtete sich vorsichtig auf und spähte über die Steinmauer.

»Vielleicht war es die falsche Nacht«, flüsterte er. »Viel-

leicht kommen sie nicht, wann sie wollen. Vielleicht muss es eine ganz bestimmte Stunde sein.«

»Lauter Vielleichts.« Mirita wollte etwas Treffendes erwidern, aber in diesem Moment ließ eine Bewegung im Gebüsch sie erstarren. Sie sog scharf die Luft ein.

»Was ...«

Die beiden verstummten. Vor ihnen, im Dämmerlicht einer gewaltigen, jahrhundertealten Eiche, stand ein Wolf.

Er war riesig. Seit sie das Ufer des Donua bewachten, hatten sie schon öfter Begegnungen mit Wölfen gehabt, aber dieser übertraf sie alle. Sein graues Fell glitzerte, als bestünde es aus unzähligen Silberfäden. Die dunklen Augen, die Mattim anstarrten, ohne das Mädchen an seiner Seite überhaupt zu beachten, boten einen Einblick in das, was diese Kreatur war: keine dumpfe, wilde Bestie, sondern ein Wesen mit messerscharfem Verstand, wach wie der Tag und gefährlich wie die Nacht.

»Du nach rechts«, flüsterte der Prinz, ohne den Blick von ihrem Gegner zu lassen, »ich nach links. Auf mein Zeichen läufst du los.«

Der Wolf rührte sich nicht von der Stelle. Ein tiefes, grollendes Knurren kam aus seiner Kehle. Er öffnete die Schnauze, zog die Lefzen hoch und entblößte seine Fänge – todbringende, elfenbeinfarbene Waffen.

»Jetzt!«

Mirita sprang auf und stürzte los. Der Köcher schlug ihr bei jedem Schritt gegen den Rücken. Um anzuhalten und den Bogen zu spannen, brauchte sie genügend Abstand zu ihrem Verfolger – wenn er sie denn verfolgte. Nachdem sie vielleicht zweihundert Meter gerannt war, blickte sie über die Schulter zurück.

Keine Spur von dem Wolf. Und auch Mattim war nirgends zu sehen. Mirita stöhnte auf. Was hatte der Lichtprinz nun schon wieder gemacht? Irgendwie war es ihm gelungen, den Wolf auf seine Spur zu locken, damit sie un-

behelligt entkam. Sie blieb stehen und horchte. Hatte dieser Narr von einem Königssohn etwa nicht den Weg zum Fluss genommen, sondern tiefer in den Wald hinein? Das sah ihm ähnlich.

»Du Idiot«, flüsterte sie. Dreißig Flusshüter wachten in diesem Wald nicht nur über den Fluss, sondern mindestens ebenso angestrengt über den Prinzen, und er begab sich in Gefahr, um ein einziges Mädchen zu schützen? König Farank würde sie dafür aus der Wache werfen. Und sie würde sich den Rest ihres Lebens fragen, ob Mattims samtene Gesichtshaut nach Honig duftete ... oder nach Wald und Kampf.

Der Pfeil, den sie wählte, war über und über mit den Runen des Lichts beschriftet. Stunden hatte sie damit zugebracht, ihn zu verzieren, alle ihre Wünsche und Hoffnungen hatte sie auf das glatte Holz geschrieben. Ein entschlossenes Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie den Pfeil an die Sehne legte und mit raschen Schritten zurückging.

»Mattim?«, rief sie halblaut. »Prinz Mattim?«

Als sie den Wolf aus dem Schatten treten sah, setzte ihr Herz für einen Schlag aus. Seine Schnauze war dunkel von Blut, es tropfte auf das weiche Moos, über das er lautlos herangeschlichen war. Ein Schluchzen stieg in ihr auf, und zum ersten Mal seit ihrer Ausbildung zitterte ihre Hand so sehr, dass der Pfeil danebenflog. Er sirrte leise, als er in der Rinde einer schlanken Esche steckenblieb.

Der Wolf machte einen Schritt nach vorne und fixierte sie mit glühenden gelben Augen. Immer noch tropfte Blut von seiner Schnauze. Er schien zu lächeln.

In den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung wahr, und zwei weitere Wölfe tauchten aus dem Dunkel auf. Sie waren grau wie der Schatten, grau wie die Dämmerung, grau wie all das Unglück, das Tag für Tag an die Tür der Bewohner von Akink klopfte.

Drei Wölfe. Mit einem Seufzer der Erleichterung erkannte sie, dass der blutige Wolf ein anderer war als jener, der Mattim auf den Fersen war. Dies waren andere Wölfe. Das hieß aber auch, dass hier ein ganzes Rudel war. Für sie und vielleicht auch für Mattim gab es kein Entkommen.

Mirita griff über die Schulter und zog einen zweiten Pfeil heraus. Wenn die Wölfe jetzt sprangen! Aber die Tiere beäugten sie nur mit ihren hellen, glänzenden Augen und warteten.

»Bleibt, wo ihr seid«, sagte sie leise und machte ein paar Schritte rückwärts, bis sie mit dem Rücken gegen einen Baumstamm stieß. »Bleibt bloß dort.«

Der Fluss war so nah. Das war vielleicht das Schlimmste. Dass die schützende Stadt fast zum Greifen nahe war. Und dass sie nicht wusste, ob Mattim die Flucht gelungen war. Wie konnte sie hier sterben, ohne zu wissen, ob er die Brücke erreicht hatte?

»Ihr werdet sehen, was ihr davon habt«, sagte sie, während sie nach einem Ziel für die tödlich harte Spitze ihres Pfeils suchte. »Na los, spring. Willst du nicht springen?« Sie stampfte mit dem Fuß auf und schrie das Tier an. »Spring!«

Der Wolf mit der blutigen Schnauze glitt mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung aus dem Dickicht heraus. Mirita erwischte ihn mitten im Sprung. Singend bohrte sich der Pfeil in seinen Hals. Im selben Augenblick, während seine Gefährten aus dem Gebüsch brachen, ließ sie den Bogen fallen und zog ihren Dolch. Nahezu gleichzeitig stürmte der Junge mit dem goldenen Haar herbei, in der Hand ein langes, leuchtendes Schwert. Er traf einen der Wölfe am Rücken. Der dritte tauchte unter der Waffe hindurch und warf Mirita um, bevor sie zustechen konnte. Fauchend rasierte die Klinge ihm den wehenden, langen Pelz, dann verschwand er im Wald.

Mattim half Mirita hoch. »Komm, schnell. Der Große ist

immer noch hinter mir her.« Er ließ ihre Hand nicht los, während sie liefen. In der anderen hielt er das Schwert, mit dem er das Gestrüpp, das ihnen den Weg versperrte, gnadenlos niederhackte.

Obwohl sie um ihr Leben rannten, konnte Mirita nicht umhin, den festen Griff, mit dem er sie hinter sich herzog, zu genießen. Seine warme Hand gab ihr die Kraft, so schnell zu laufen, wie sie nur konnte, obwohl die Beine fast unter ihr nachgaben und Gewichte sich an ihre Knöchel zu hängen schienen. Aber sie wollte ihn nicht behindern. Sie wollte nicht daran schuld sein, wenn sie die Brücke zu spät erreichten. Durch die schwarzen Baumstämme schimmerte bereits das Blau des Flusses.

Ein Heulen hinter ihnen ließ Mirita so zusammenfahren, dass sie erschrocken vorwärtstaumelte. Mattim fing sie auf, als sie gegen ihn prallte; er war stehen geblieben.

Vor ihnen wartete der silbergraue Wolf auf sie. Mit lautlosen, mühelosen Sprüngen musste er sie überholt haben. In seinem fast menschlichen Blick lag ein höhnisches Lächeln, als er ihnen den Weg zum Fluss versperrte. Hinter ihnen verstärkte sich das Geheul des Rudels, das ihnen auf den Fersen war.

»Da ist schon die Brücke«, sagte Mattim. »Wir werden sie erreichen, das schwöre ich dir. Glaubst du daran?«

Sie wagte einen Blick in seine rauchdunklen Augen. Wenn sie schon zu den Schatten gehen sollte, dann wollte sie es mit dieser Erinnerung tun, dann wollte sie, dass das Licht ihr Herz füllte und ihr Kraft gab, bevor sie ins Dunkel stürzte.

»Glaubst du daran? Sie werden uns nicht kriegen. Sag Ja.«

»Ja«, stammelte Mirita.

»Dann lass uns kämpfen. Wer ist die beste Bogenschützin von Magyria?«

»Ich.«

Seine leuchtende Entschlossenheit steckte sie an. Sie griff

nach einem Pfeil und erinnerte sich dann an ihren Bogen, den sie fallen gelassen hatte.

Mattim fasste das Schwert mit beiden Händen. »Gib mir Deckung.«

Sie stellte sich mit dem Rücken zu ihm. In ihrer Hand lag, wertlos ohne den dazugehörigen Bogen, der schlanke, befiederte Pfeil. Darauf hatte sie ihr Geheimnis geschrieben. Zwei Runen, zwei Namen. »Mirita« stand da. Und »Mattim«. Aber sie konnte ihn nicht fliegen lassen. Nichts konnte sie tun, außer den Dolch ziehen und warten. Zuversicht ausstrahlen. Und nicht verraten, dass sie so gut wie unbewaffnet war.

»Da sind sie«, sagte sie leise, als die ersten Wölfe sichtbar wurden. Hinter ihnen bemerkte sie ein paar große, schlanke Gestalten und wollte schon vor Freude jubeln, denn im ersten Augenblick dachte sie, es wären die Flusshüter. Dann schnürte die Furcht ihr die Kehle zu.

Schatten.

Die Feinde waren da, beobachteten sie. Wesen, die wie Menschen wirkten und es doch nicht waren, die unbesiegbaren Bringer des Schreckens.

Immer noch sagte sie Mattim nichts. »Erleg deinen Wolf«, stieß sie hervor, »nun mach schon.«

Dann geschah alles gleichzeitig. Mirita sah die Wölfe losstürmen. Sie schrie auf, als die grauen Bestien auf sie zukamen, und Mattim fuhr herum und mähte den ersten der Wölfe nieder. Der silbergraue Verfolger sprang auf den Prinzen los, der ihm gerade den Rücken zuwandte, und warf ihn zu Boden. Mirita schrie wieder, während sie mit ihrem Dolch den nächsten Wolf abzuwehren versuchte, dessen Geifer ihr bereits ins Gesicht spritzte.

Für Mattim stand die Zeit still.

Der Wolf war über ihm, doch er biss nicht sofort zu. Der junge Prinz spürte den heißen Atem in seinem Nacken, das Gewicht des schweren Tieres auf seinem Rücken.

Er ertastete mit den Fingerspitzen den mit feinem Leder umwickelten Griff seines Schwertes, das ihm aus der Hand gefallen war, als er angesprungen wurde. Nur ein wenig weiter und seine Hand konnte sich darum schließen. Er streckte sich danach aus, während er schon die Berührung der Zähne an seiner Haut fühlte, die Hitze des geöffneten Rachens. Dann umfasste er den Griff und warf sich herum. Einen kurzen, flüchtigen Moment lang sah er in die Augen des Wolfes, begegnete einem dunklen Blick, tiefer als jedes Nachtschwarz, dann schnellte er hoch und schlug mit dem Schwert zu.

Ein Schrei gellte durch die Nacht, als er das Tier traf, er kam aus dem Wald, der hohe, verzweifelte Schrei einer Frau.

Dann der Ruf »Bewegt euch nicht!«, und im nächsten Moment ging ein Regen singender, fauchender, schwirrender Pfeile auf sie nieder.

Mattim stand immer noch da wie betäubt und starrte auf den Wolf, als ein Flusshüter ihn am Arm packte. »Prinz Mattim? Alles in Ordnung? Hat er dich gebissen?«

»Nein«, sagte Mattim langsam. »Wirklich, Morrit, das hat er nicht. Wer hat da geschrien?«

»Lass mich kurz sehen.« Morrit schob Haar und Kragen zurück und warf einen aufmerksamen Blick auf Mattims unversehrte Haut. »Alles in Ordnung!«, rief er laut. »Dann los! Zur Brücke! Alle zur Brücke!«

Mirita stöhnte auf, als ihre Retter sie hochzogen.

»Hat der Wolf ...«, begann einer erschrocken, dann bemerkte er jedoch den Pfeil, der aus dem Oberschenkel des Mädchens ragte.

»Ihr habt mich getroffen!«, beschwerte sie sich wütend.

»Dafür habe ich dir deinen Bogen mitgebracht«, meinte eine junge Wächterin mit langem schwarzen Haar. »Als ich den fand, wusste ich, dass ihr hier irgendwo seid.«

»Kommt.« Morrit war nicht nach Plaudern. »Schnell!«

Sie rannten am Ufer des Donua entlang, bis sie endlich die Brücke aus dem Wasser ragen sahen. Vier mächtige Felsen waren dort versenkt worden, auf denen die Pfeiler ruhten. Dicke Ketten trugen die wuchtigen Bohlen, über die sie liefen. Der Lichtprinz betrat Akink, und es wurde Tag.

ZWEI

BUDAPEST, UNGARN

Unzählige Male hatte Hanna die Brücke schon auf Fotos gesehen. Die Kettenbrücke und dahinter die grandiose Fassade des Parlaments. Sie hatte sich alle Filmaufnahmen von Budapest angeschaut, die sie hatte bekommen können; nicht einmal vor den Urlaubsvideos von Onkel Albin war sie zurückgeschreckt. Weil sie keinen Videorekorder hatten, war es sogar nötig gewesen, Onkel Albin zu diesem Zweck zu besuchen, Tante Mildreds trockenen Hefekuchen herunterzuwürgen und an den passenden Stellen »Oh, wie schön« zu sagen.

»Und du willst wirklich da hin? Versteh mich bitte nicht falsch«, beeilte Tante Mildred sich hinzuzufügen. »Ungarn hat uns gefallen, obwohl damals vor der Wende noch alles so grau war. Ganz anders als heute. Wirklich. Aber was sagen denn deine Eltern dazu? Immerhin verlierst du ein ganzes Jahr.«

Von hier oben aus dem Flugzeug war die Donau nur ein stahlgraues Band, das sich durch ein Meer von Häusern schlängelte. Brücken gab es viele, doch in dem Moment, als sie glaubte, die Kettenbrücke erkannt zu haben, war alles schon wieder fort. Der Fluss blieb unter ihnen zurück. Bald war nicht einmal mehr die Stadt zu sehen; sie flogen über flaches ockerfarbenes Land, verstreute Siedlungen und merkwürdige quadratische Wälder, in denen die Bäume in wie mit dem Lineal gezogenen Reihen wuchsen, Wälder wie aus dem Geometrieunterricht. Ferihegy, der internationale Flughafen, lag knapp zwanzig Kilome-

ter weit draußen, ganz so öde hatte sie es sich allerdings nicht vorgestellt.

Ihr Herz begann heftig zu schlagen, als das Flugzeug auf der Landebahn aufsetzte. Zum ersten Mal schnupperte sie ungarische Luft. Ihr Zuhause für die kommenden Monate. Und der schwarzhaarige Mann dort mit den dunklen Augen, der nun mit einem Lächeln auf sie zutrat, würde ihr Vater sein. Oder jedenfalls so etwas Ähnliches. Ihr Gastgeber, Gastvater, Arbeitgeber, alles zusammen.

Der kleine Junge neben ihm war noch süßer als auf dem Foto. Mit unverhohlener Neugier blickte er ihr entgegen. Ihn begrüßte sie zuerst. »Szervusz.« Sie wollte sich auf Ungarisch vorstellen, aber ausgerechnet in diesem Moment waren alle ungarischen Vokabeln auf Nimmerwiedersehen verschwunden. »Ich bin Hanna. Du musst Attila sein.«

»Willkommen in Budapest. Bitte nennen Sie mich Ferenc.«

»Ich freue mich, hier zu sein, Ferenc.« Sie kam sich vor, als spulte sie Sätze aus einem Lehrbuch ab, doch etwas Gescheiteres fiel ihr nicht ein.

Ferenc Szigethy gab ihr die Hand, während sein Sohn sich weiterhin damit begnügte, die Fremde anzustarren.

»Er ist eigentlich nicht schüchtern. Kommen Sie, Hanna, ich nehme die Koffer.«

Er verstaute ihr Gepäck in einem riesigen schwarzen Porsche Cayenne. Hanna hatte noch nie in einem solchen Auto gesessen und war fest entschlossen, die Fahrt durch die Stadt zu genießen, allerdings machte der dichte Verkehr sie nervös. Mit Schrecken dachte sie daran, dass man auch von ihr erwartete, hier Auto zu fahren, und obwohl sie beim letzten Telefonat versichert hatte, dass sei gar kein Problem für sie, fragte sie sich jetzt, ob sie sich da nicht überschätzt hatte.

»Ganz schön viel Verkehr«, bemerkte sie. »Ist das immer so?« Sie fuhren gerade an einem Verbotsschild vorbei,

das Traktoren und Pferdefuhrwerken die Weiterfahrt untersagte.

Ferenc warf ihr einen kurzen Seitenblick zu, bevor er sich wieder auf die Straße konzentrierte. »Ich hoffe, Sie werden sich bei uns wohlfühlen. Wir sind alle sehr gespannt.«

»Sie sprechen sehr gut Deutsch«, sagte Hanna. »Das hatte ich gar nicht erwartet. Ich meine ...«

Sie hatte zwar mehrere Telefongespräche geführt, um alles abzuklären, aber immer mit seiner Frau, die ziemlich gebrochen deutsch sprach.

»Oh, meine Mutter ist Deutsche«, erklärte Ferenc. »Sie haben sicher von den Donauschwaben gehört?«

Das hatte Hanna nicht, aber sie nickte, als er erläuterte, dass es ihm aus diesem Grund so wichtig war, seine Kinder perfekt Deutsch sprechen zu hören.

»Die beiden freuen sich«, sagte er. »Sehr. Sie konnten es gar nicht erwarten. Attila hat schon jeden Tag gefragt, wann Sie endlich kommen.«

Der Junge rutschte auf der Rückbank hin und her und interessierte sich im Moment für alles außerhalb des Fahrzeugs, nur nicht für sie. Für einen Siebenjährigen war er recht klein. Und recht schweigsam; er hatte noch kein einziges Wort gesagt.

Ferenc sah wirklich so aus, wie sie sich ihn vorgestellt hatte. Auf dem Foto, das die Familie ihr gemalt hatte, war er der Mittelpunkt gewesen, um den sich Frau und Kinder gruppiert hatten. Groß und recht attraktiv, Mitte vierzig und immer noch mit vollem schwarzem Haar und einem kleinen Schnauzbart. Oft hatten die Leute wenig Ähnlichkeit mit ihrem fotografierten Abbild, Ferenc dagegen war genauso sicher, höflich und wahrscheinlich auch stur, wie er auf sie gewirkt hatte. Etwas an der Art, wie er gesagt hatte, dass alle sich freuten, machte Hanna ein wenig stutzig. Eigentlich konnte sie die Stimmungen der Menschen um sich herum recht gut erkennen. Wenn es irgendetwas gab, was

sie besonders auszeichnete, dann war es wohl das. Empathie war kein Talent, mit dem man sich viele Freunde machte, auch wenn sie selbst manchmal überrascht war, wie wenig ihr diese Gabe nützte. Oft wäre es leichter gewesen, einfach geradeaus seinen eigenen Weg zu gehen, ohne so viel von den Gefühlen anderer mitzubekommen. Unter Gleichaltrigen war es jedenfalls nicht angesagt, zu viel zu fühlen. Wer sich ständig darüber Gedanken machte, wie andere empfanden, konnte weder bei Streichen mitmachen noch beim Lästern seine Fantasie ausleben. Immerzu die Außenseiter zu verteidigen und sogar mit den unbeliebtesten Lehrern mitzuleiden, machte einen auf Dauer selbst zum Außenseiter.

Hanna war froh, dass die Schulzeit vorbei war. Mehr als froh, mehr als die anderen je verstehen würden, mehr als ihre Eltern begreifen konnten. Sich nach der Qual der langen Schuljahre als zu gute, zu schüchterne und zu mitfühlende Schülerin gleich in einen Hörsaal zu setzen, war für sie nicht infrage gekommen.

»Ich bin auch sehr gespannt«, sagte sie. »Wir werden bestimmt gut miteinander auskommen, nicht wahr, Attila?«

Der Junge starrte sie zugleich abweisend und neugierig an. *Er wartet noch ab*, dachte sie. Nun, das war in Ordnung. Sie mussten sich nicht gleich am ersten Tag anfreunden. Aber dass alle sich so schrecklich freuten, war mit Sicherheit übertrieben. Ferenc war anscheinend ein Mann, der die Dinge laut verkündete, damit sie so waren, wie er sie gerne hätte.

Schon wieder, schimpfte sie mit sich selbst, während sie zur anderen Seite aus dem Autofenster blickte, *kaum bin ich hier angekommen, habe ich mir schon ein Urteil gebildet*. Dabei hatte sie sich so fest vorgenommen, ihren Gefühlen nicht voreilig zu vertrauen. *Du musst ihnen eine Chance geben, sonst wird das nichts*.

Herr Szigethy – Ferenc! – erzählte ihr etwas über die

Straßen, durch die sie fuhren, während Hanna wie gebannt auf die schönen alten Gebäude starrte. Sie wollte nichts verpassen und verrenkte sich beinahe den Hals.

»Keine Panik«, sagte Ferenc und lächelte. »Sie haben ein ganzes Jahr, um sich alles anzuschauen.«

Das stimmte, und dennoch konnte sie nicht anders, als begierig alles in sich aufzusaugen, bis sie das Gefühl hatte, unter der Flut der Eindrücke zu ertrinken.

Ihr Herz klopfte aufgeregt, als sie über die Donau fuhren. Dies war der Fluss, der sie in ihren Träumen gerufen hatte, breit und grau.

»Heute Abend können wir Ihnen die Aussicht zeigen«, kündigte Ferenc an. »Wenn Sie nicht zu müde sind.«

Endlich wurden die Straßen ruhiger, aber dafür ging es auch steil bergauf und wieder bergab, in ein undurchschaubares Geflecht schmaler Straßen, vorbei an verwitterten Wohnblocks, herrschaftlichen Villen, schnuckeligen Häuschen und wieder mehrstöckigen Blocks. Sie war gespannt, wie die Szigethys wohnten; in dieser Gegend hier war offensichtlich alles möglich. Ein schmiedeeisernes Tor öffnete sich, als sie sich einem von hohen Büschen eingefassten Grundstück näherten. Ferenc parkte den Wagen neben einem schlichten VW Golf. Vor ihnen lag das Haus, groß und hell, eher eine Villa als das Einfamilienhaus, mit dem sie gerechnet hatte. Ein riesiges, hellgelb gestrichenes Stadthaus. Erst jetzt wurde Hanna so richtig klar, dass sie dieses Jahr in einer wirklich reichen Familie verbringen würde. Dabei hatte sie erwartet, in einer »normalen« Familie zu leben, auch wenn ein paar Leute ihr versichert hatten, dass »normale« ungarische Familien eigentlich keine deutschen Au-pairs aufnahmen.

Ihr Mut sank. Aber Ferenc nickte ihr aufmunternd zu. »Wie gefällt es Ihnen? Ich bin sicher, Sie werden sich hier wohlfühlen. Kommen Sie, die Koffer hole ich gleich.«

Sie gingen ein paar Stufen hoch zum Eingang, wo ih-

nen die Frau entgegenkam, die Hanna von einem Foto und mehreren Telefonaten her kannte, die Frau mit dem sympathischsten Lächeln, das man sich vorstellen konnte.

Mónika.

Sie lächelte herzlich und umarmte Hanna. Dann trat sie ein paar Schritte zurück, damit sie das neue Familienmitglied von oben bis unten mustern konnte. »Wie schön, wir sind sehr froh.« Als Attila an ihr vorbei ins Innere der Wohnung huschte, wandte sie den Kopf. »Attila! Réka! Diese Kinder. Ich habe gesagt, sie sollen nicht verstecken.«

Mónika war noch hübscher als auf dem Foto, eine schmale blonde Frau mit einer pfiffigen Kurzhaarfrisur. Obwohl sie ungefähr so alt war wie ihr Mann, sah sie deutlich jünger aus – und wirkte deutlich nervöser. »Réka!« Da die Gerufene immer noch nicht erschien, zuckte sie mit den Achseln. »Hanna, kommen Sie doch. Hier, unser Wohnzimmer.«

Der Tisch war bereits gedeckt, mit schönem weißem Porzellan. Plötzlich spürte Hanna, wie hungrig und müde sie war. Auf dem kurzen Flug hatte es nichts zu essen gegeben, aber natürlich war sie weitaus länger unterwegs gewesen. Und vor lauter Aufregung hatte sie schon gestern Abend kaum etwas essen können.

»Sicher haben Sie Hunger?«

In diesem Moment kam Attila lachend hinter dem Sofa hervorgeschossen. Hier in der vertrauten Umgebung legte er seine Schüchternheit endlich ab und strahlte Hanna an. In seinem spitzbübischen Gesicht lag so viel Energie, wie man in diesem Alter nur haben konnte. Sein Grinsen reichte von einem Ohr zum anderen.

Er rannte so nah an Hanna vorbei, dass er sie unsanft in die Seite rammte, dann war er auch schon wieder verschwunden.

Seine Mutter rief ihm etwas auf Ungarisch nach. »Der kommt schon wieder«, entschuldigte sie sich.

Das Mädchen lächelte vorsichtig.

»Zeigen wir Hanna doch erst mal, wo sie schlafen wird«, ergriff Ferenc die Initiative. »Vielleicht möchten Sie sich vor dem Essen noch frisch machen? Hier ist das Bad. Und das hier ist Rékas Zimmer. Réka, hast du nicht mitbekommen, dass Hanna da ist?«

Er klopfte und öffnete die Tür, ohne eine Antwort abzuwarten.

Auf dem Bett saß ein blasses Mädchen mit kinnlangen schwarzen Haaren. Betont lässig blätterte sie in einer Zeitschrift. Hanna fiel auf, dass sie Stiefel anhatte. Wer trug schon zu Hause in seinem Zimmer Stiefel? Die ganze pubertäre Coolness wirkte reichlich aufgesetzt. Auf dem Foto hatte Réka noch braune Haare gehabt und ein freundliches Lächeln wie ein braves Schulmädchen gezeigt. Hanna hatte sich so fest vorgenommen, mit den Kindern gut klarzukommen. Deswegen war sie ja hier, für diese Kinder, auch wenn Réka kaum jünger war als sie selbst. Ganze vier Jahre. Hanna konnte sich noch gut daran erinnern, wie es gewesen war, vierzehn zu sein.

»Szia«, sagte sie zur Begrüßung.

Das Mädchen versuchte, den Ausdruck grenzenloser Überraschung mit verächtlicher Langeweile zu kombinieren. »Szia«, gab sie zurück und widmete sich trotzig wieder ihrer Lektüre.

Ferenc seufzte und öffnete die nächste Tür. Dahinter lag, wie unschwer zu erkennen war, das Zimmer des kleinen Jungen. In diesem Chaos hätte es kein halbwegs normaler Erwachsener ausgehalten, aber wie Hanna von den Nachbarkindern wusste, auf die sie regelmäßig aufgepasst hatte, gediehen Kinder wie Pflanzen am besten in einer Mischung aus Erde, Schmutz und Steinen. Ob es am Ende ihres Aufenthalts hier immer noch so aussehen würde, das würde sich ja zeigen.

Das nächste Zimmer schien eine Kombination aus Ar-

beitszimmer und Rumpelkammer zu sein. Auf dem Schreibtisch stapelten sich Berge von Papieren und Ordnern, die dem Himalaya Konkurrenz zu machen versuchten. Eine Couch, die jemand mit einem völlig anderen Geschmack gekauft haben musste – die edle Garnitur im Wohnzimmer hätte nie vermuten lassen, dass es in dieser Wohnung auch solche Fundstücke gab –, behauptete ihren Platz unter einem unsäglichen Ölgemälde.

»Wir sind mit dem Aufräumen nicht ganz fertig geworden«, gab Ferenc zu, nicht im Mindesten zerknirscht. »Wenn ich die Sachen in den Keller gebracht habe, müsste es hier eigentlich ganz wohnlich sein.«

»Es ist – nett«, sagte Hanna, nur um irgendetwas zu sagen.

Das war also ihr Zimmer. Das war der Raum, in dem sie ein Jahr lang wohnen sollte. Elf Monate, um genau zu sein.

Sie stellte ihre Tasche auf dem Schreibtischstuhl ab. Das Bügelbrett und der Staubsauger in der Ecke würden hoffentlich noch einen anderen Platz finden. Der Schrank war, wenn man von der antiken Aura absah, wenigstens recht praktisch. Dass er allenfalls Jugendherbergsqualität hatte, sollte sie jetzt nicht stören. Was hatte sie sich denn vorgestellt?

»Unsere Putzfrau hat gekündigt«, erklärte Ferenc, der ihr Schweigen richtig deutete. »Aber das kriegen wir schon hin. Und keine Sorge, ihren Job müssen Sie nicht übernehmen. Wir haben bald jemand Neues, versprochen. Ich hole schon mal die Koffer. Dann essen wir zusammen, ja?«

An ihrem ersten Abend konnte Hanna trotz Müdigkeit lange nicht einschlafen. Sie hatte noch eine Zeit lang mit Mónica und Ferenc im Wintergarten gesessen. Ungemütliche Stille gab es in diesem Haushalt offenbar nicht. Ferenc ergriff immer das Wort, bevor allzu große Verlegenheit aufkommen konnte. Seine Stimme gab Sicherheit und flößte Vertrauen ein. Wenn er mit ihr sprach, wandte er sich ihr

mit dem ganzen Körper zu und widmete ihr seine volle Aufmerksamkeit. Von ihrer Familie wollte er alles wissen. Von ihren bisherigen Erfahrungen mit Kindern. Er fragte sie nicht direkt aus, sondern kleidete seine Fragen in eine charmante, lässige Plauderei. Hanna war sich zwischen- durch nicht ganz sicher, ob Mónika immer mitkam. Die Ungarin hielt ihr Glas minutenlang in der Hand, ohne zu trinken – bester Tokaier, zur Feier des Tages –, und lächelte in einem fort zustimmend. Hanna hätte sich gerne noch mehr mit ihr unterhalten, doch Ferenc übernahm das Reden auch für sie.

»Jetzt kannst du endlich auch nachmittags und abends Musikstunden geben«, sagte er. »Wenn Hanna sich um Attila kümmert. Er ist ja gerade erst eingeschult worden. Man muss immer darauf achten, dass er auch seine Hausaufgaben macht«, fuhr er an Hanna gewandt fort, »und dass er sich auch Mühe gibt und nicht einfach irgendwas hinschreibt, nur damit er schneller fertig ist.«

»Ja«, erwiderte sie, »natürlich. Ich hab schon öfter Nachhilfe gegeben, das dürfte kein Problem sein.« Ihre Nachhilfeschüler waren zwar nicht in der ersten Klasse gewesen, aber so viel anders konnte es nicht sein. »Attila scheint recht aufgeweckt zu sein«, sagte sie.

»Das ist er.« Ferenc nickte stolz.

»Der Junge ist nicht immer ganz einfach.« Irgendetwas an Mónikas Lächeln stimmte nicht. Wahrscheinlich hängt ihr das Thema Kinder zum Hals raus, dachte Hanna. Deswegen will sie wieder arbeiten.

»Bestimmt wird es ihm guttun, auch mal eine andere Bezugsperson zu haben«, sagte sie. »Wenn er sich erst an mich gewöhnt hat, klappt es sicher prima. Ich kann ganz gut mit Kindern.«

»Sie wollen Kinderärztin werden?«, fragte Ferenc. »Das gefällt mir. Unsere Réka kann sich leider für gar nichts entscheiden.«

»Sie ist erst vierzehn«, wandte Mónica besänftigend ein.

»Auch mit vierzehn kann man ruhig schon ein paar Interessen haben, die einen in die richtige Richtung führen. Réka interessiert sich für überhaupt nichts.«

»Als ich in dem Alter war, da wollte ich Arktisforscherin werden.«

Hanna hätte nie von sich gedacht, dass sie das jemals preisgeben würde. Aber Ferenc hatte etwas an sich, das es leichtmachte, alles zu erzählen. Vielleicht war er deswegen so erfolgreich. Er leitete eine Firma, die Elektronikteile herstellte, viel mehr hatte er nicht erzählt, doch irgendwoher mussten dieses schöne Haus in dieser Wohngegend und die beiden Autos ja kommen.

»Arktisforscherin?«

»Nun ja.« Sie lachte verlegen. »Ich wollte Eisbären und Wölfe erforschen. Irgendetwas in der Richtung. Vollkommen unrealistisch.«

»Immerhin haben Sie sich für etwas interessiert. Genau das meine ich. Ein paar Träume. Es macht nichts, wenn sie sich verändern. Das müssen sie sogar. Ein paar Träume, verschiedene Interessen, das sollte schon sein. Egal, wie alt man ist.«

»Welche Interessen hat denn Attila?«, fragte Hanna, um das Gespräch von Réka wegzulenken, und bereitwillig begann Mónica von ihrem Sohn zu erzählen.

Auf Attila hatte sie sich besonders gefreut. Seit sie den Jungen auf dem Foto gesehen hatte, mit seinen großen, dunklen Augen und dem Grinsen, war sie nahezu in ihn verliebt. Ein Jahr. Oh ja, sie würde ihm schon beibringen, sein Zimmer aufzuräumen.

Irgendwann konnte sie ein Gähnen nicht mehr unterdrücken und verabschiedete sich. Das Bett war noch nicht gemacht, Mónica hatte nur die Bettwäsche bereitgelegt. Die Decke war viel zu dick, ein Federbett, und das im Spätsommer.

Hanna dachte an das, was Ferenc alles aufgelistet hatte. *Ihre Aufgaben. Morgens machen Sie den Kindern Frühstück. Réka fährt mit ihren Freundinnen; wenn sie allzu spät dran ist, setzt Mónica sie auf dem Weg zur Arbeit an der Schule ab. Attila fahren Sie zur Schule. Und holen ihn später ab. In der Zwischenzeit können Sie einen Sprachkurs besuchen und ein paar Kleinigkeiten erledigen. Es wäre schön, wenn es für ihn dann etwas zu essen gäbe und wenn Sie die Hausaufgaben beaufsichtigen. Wenn Mónica am Nachmittag kommt, haben Sie frei. Sollten wir abends ausgehen, wünschen wir uns natürlich, dass Sie dableiben. Aber jetzt ist erst einmal Wochenende. Zeit, einander kennenzulernen, sich mit den Kindern anzufreunden ...*

Von ihrem Zimmer aus hatte sie einen atemberaubenden Blick auf den gegenüberliegenden Hang, von dem unzählige Lichter durch die Nacht funkelten. Sie öffnete das Fenster und horchte auf das ewige Rauschen der Großstadt. Doch der Garten wirkte unglaublich still. Unter sich sah sie das Glasdach des Wintergartens. Die hohen, dunklen Tannen jenseits des gepflegten Rasens wirkten wie eine Mauer gegen die Welt da draußen. Düfte stiegen zu ihr nach oben, warm und fremd, nach Blumen und Staub.

Ein solches Glücksgefühl erfasste sie, dass sie alle ihre Befürchtungen und Sorgen vergaß. Hanna atmete tief ein. Budapest.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer, St. Pölten.

© 2010 by Penhaligon Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © HildenDesign, München | www.hildendesign.de
Artwork: © Isabelle Hirtz unter Verwendung von Motiven von [fmbackx/](#)
[iStockphoto](#) (Frau) und [sunnysanny / iStockphoto](#) (Brücke)

Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-3044-0

www.penthaligon.de